Unverkäufliche Leseprobe aus:

Mo Asumang
Mo und die Arier
Allein unter Rassisten und Neonazis

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. »Die Kugel ist für dich, Mo Asumang«

»Wir haben hier eine Morddrohung gegen Sie.«

Draußen leuchtet ein rotes Schild: »Aufnahme!«. Ich sitze in einem ARD-Fernsehstudio, und man spielt mir den Hetzsong einer Neonazi-Band vor. Ein Tontechniker testet noch die Lautstärke, und dann höre ich es zum ersten Mal, ganz kurz. Ziemlich mies gesungen krachen die Worte scharf in den Raum hinein: »Die Kugel ist für dich, Mo Asumang, die Kugel ist für dich!«

Meine Beine bewegen sich nicht mehr. Auch der Oberkörper ist vollkommen regungslos, ich halte den Atem an. Aus dieser Reglosigkeit heraus spüre ich, dass sich alle meine Sinne in Alarmbereitschaft begeben.

»Die meinen mich?« Ein Ruck geht durch meinen Körper, und ich stoße mir dabei den Arm an der Stuhllehne.

Das Studio ist ein kleiner, quadratischer Raum, um mich herum viele Monitore, direkt vor meinem Gesicht die Kamera. Die Tür ist doppelt geschlossen. Einen kurzen Moment ist mir so, als sei der Raum ein *Panic Room*. Die Redakteurin, ich, der Kameramann wissen nur noch nichts davon.

»Die Kugel ist für dich, Mo Asumang«, kracht es wieder zum Soundcheck in den Raum.

»Wer grölt das da?«, frage ich laut.

»Ein gewisser Lars Burmeister. Es wurde uns von einem Informanten zugespielt.«

»Hhhhhhhrrrr«, röchelt der Text. »Hhhhrrr.« »Ich kann kaum was verstehen«, sage ich zu dem Kameramann und beuge mein Ohr vorsichtig nach vorne. »Die Kugel ist für

dich! Hhhhhrrr …« Das Röcheln der Stimme in Verbindung mit meinem Namen zieht mir den Boden unter den Füßen weg.

Mein erster Impuls: Angst! Ein Ziepen in der Unterlippe. Leichte Übelkeit.

Ich wurde von »Kontraste extra« eingeladen, sie wollten eine Reaktion auf dieses Hasslied gegen mich und andere Prominente. Die CD soll in Polen gepresst und über die deutsch-polnische Grenze bei Guben wieder eingeschmuggelt worden sein. Verantwortlich für die konspirativ hergestellte CD ist unter anderem der Neonazi Lars Burmeister aus Berlin. Also muss ich mir jetzt seine »Noten des Hasses«, so heißt die CD, anhören. Der Name seiner Band ist »White Aryan Rebels«, »Weiße Arische Rebellen«, oder kurz W–A–R, WAR, Krieg.

Nur die Starken haben das Recht zu überleben
und jetzt endlich graben sich diese Untermenschen,
der Jude, der Nigger, dieses schwule Pack,
sie alle graben sich ihr eigenes Grab.

Ich greife mir die CD. Sind da Gesichter auf dem Cover? Ich will wissen, mit wem ich es zu tun habe. Vorne, hinten, im Inlay, nirgends was zu sehen. Auf dem weißroten Cover nur vier in Schwarz gezeichnete Skelette in Uniform mit Instrumenten drauf.

Mit der Lizenz zum Töten ziehen wir dann durch das Land,
dann wird alles Kranke erschlagen und niedergebrannt.
Hier kommen White Rebels, White Aryan Rebels.

»Könnt ihr den Scheiß ausmachen«, ist alles was mir jetzt einfällt.

Der Tontechniker stoppt die Hasstiraden.

Lars Burmeister, der Bandgründer, ist ein ziemlich gewalttätiger Neonazi, höre ich die Redakteurin sagen. In seiner Polizeiakte stehe unter anderem, dass er vor ein paar Jahren aufgrund eines in Deutschland ausgestellten Haftbefehls in Norwegen festgenommen wurde. Es wurde ihm gefährliche Körperverletzung gegenüber einem politischen Gegner vorgeworfen, der infolge dieses gewalttätigen Übergriffs nahezu erblindet ist.

»Wo ist das passiert?«, will ich wissen.

»Hier in Berlin – in Prenzlauer Berg.«

Also nur ein paar Kilometer Luftlinie von meiner Wohnung entfernt. Ein Volltreffer ins Epizentrum meiner Angst.

Hatte ich eigentlich schon erwähnt, dass ich schwarz bin? Ja, so ist das. Allerdings muss ich dazu sagen, bis zu dieser Nazisache bin ich immer und oft ins Solarium gegangen. Im Winter werde ich nämlich ziemlich blass, und da peppe ich mich gerne etwas auf und freue mich des Lebens. Kurz nachdem ich das Studio etwas verwirrt verlasse, fangen allerdings diese komischen Dinge an, die mir in nächster Zeit den Schlaf und fast den Verstand rauben werden.

Eine Zeit der Unruhe beginnt. Mit Gedanken schon halb in Walhalla besteige ich vor dem Sender meinen Mercedes Strich-Achter, Baujahr 1972. Der ist so alt, der darf noch ohne Kopfstützen fahren. Heute allerdings denke ich zum ersten Mal darüber nach, dass Kopfstützen einen auch gut gegen eine Kugel aus dem Hinterhalt schützen könnten.

Etappenziel eins nach der Morddrohung: heil zu Hause ankommen und dann einschlafen, ohne tot zu sein.

Beim Fahren in Richtung Berlin-Kreuzberg überkommt mich plötzlich so ein mulmiges Gefühl in meinem Benz. Ich sitze ja direkt auf dem Präsentierteller, das ist mir früher gar nicht so aufgefallen. Vorne Fenster, rechts und links, hinten, überall hat dieses Auto große Fenster. Das ist jetzt kein Auto mehr, es ist ein Momo-Mobil, nur winken draußen keine Leute und drinnen sitzt eine mittlerweile stark verängstigte junge Frau. Wo ist meine Sonnenbrille?

Ich spüre Augen auf meiner Haut, wie kleine Kugelblitze treffen sie mich während der Fahrt durch Charlottenburg durch das Glas. Jeder kann mich sehen, jeder, auch Lars, der Nazi, könnte das. Wie sieht er eigentlich aus, dieser Lars Burmeister? Keine Ahnung. Ich weiß nur, in diesem dunkelblauen Benz Coupé sitze ich mit offenem Visier.

Warum ich? Ich möchte meine Gedanken aufhalten, aber meine Birne wälzt sich unentwegt durch Fragmente von Fernsehfilmen mit lauter Nazis, die einen anglotzen. Da sind Bilder über Naziaufmärsche in Deutschland heute, aus der Zeit des Nationalsozialismus, 1939 flackert immer wieder auf, ein Rostock-Lichtenhagen-Originalton haucht mir leise ins Ohr: »Man sollte sie alle ins Wasser fahren, weg damit«, Baseballschläger und Springerstiefel fliegen mir durch den Kopf. STOPP. Da vorne wohne ich.

Am Haus angekommen scanne ich den Parkplatz nach Lars Burmeister ab, von dem ich heute zum ersten Mal gehört habe und nicht weiß, wie er aussieht. Langsamer als sonst steige ich aus dem Auto und nehme meine Handtasche etwas verkrampft unter den Arm. In Gedanken nähe ich mir eine kugelsichere Stahlplatte in das Innenfutter ein. Dann reiße ich das Ding plötzlich nach oben

vor den Kopf und schreie, noch bevor ich die Autotür zugeschlagen habe, ganz laut: »Das ist ’ne Kampftasche, du Arschkeks, damit hast du nicht gerechnet Lars, oder?«

Ich glaub, ich dreh durch!

Steht Lars heute irgendwo im Treppenhaus?

Hey, ich fühl mich nicht mehr. Ich will mich wieder haben. Wie jämmerlich muss mein Afrolook wohl heute über diesen beiden hektischen Augen und dieser gerunzelten Stirn aussehen. Nicht schön. Vorsichtig gehe ich auf den Eingang meines Hauses zu. Es ist ein typisches vierstöckiges Berliner Wohnhaus mit einem Hofdurchgang, der zum Hinterhaus und zum Treppenaufgang des Vorderhauses führt. Bevor ich da reinhusche, sehe ich, wie eine ältere Frau vom Balkon in der zweiten Etage zu mir runterspäht. Sie guckt auf meine Haut. Schwarz, na und? Als ob es geplant wäre, werde ich kurz ins Jahr 1990 zurückgebeamt. Da hatte ich mal einen kleinen Zusammenstoß mit ihr, die das Thema Rassismus schon damals in mein Heim und meinen Rückzugsort eingepflanzt hatte.

Die Alte hatte mich damals wegen einer Piratenfahne auf meinem Balkon im vierten Stock fies wortgedisst. Den Totenkopf musste ich einfach durch die schwarze Nacht schwingen, dabei breit grinsen und zu ihr runterschauen, das hätte nicht sein müssen, gebe ich zu. Grund für meinen kleinen Spaß auf dem Balkon war die gewonnene Weltmeisterschaft. Die halbe Nacht fuhren dauerhupende Autokorsos am Haus vorbei, mit Deutschlandfahnen und lautem Gegröle. Deutschland war Fußballweltmeister, und das Land im Ausnahmezustand. Wie ich den Knochenmann so schwenke und mich rebellisch freue, diesem nationalen Taumel etwas entgegenzusetzen, schreit sie zu mir nach oben: »Aber’s deutsche Brot fressen!« Ihr Blick

dabei wie ein Pfeil aus einer Jagdszene eines etwas anderen Sommermärchens.

»Was soll ich denn sonst essen?«, erwiderte ich von oben, »was soll ich denn sonst essen?«, und kicherte den Rest der Nacht umso mehr in mich hinein.

Jetzt denke ich weniger belustigt, hoffentlich hat sie keine Verbindung in die Naziszene und verpfeift mich und mein Noch-Adressengeheimnis. Hoffentlich ist sie nicht Lars' Tante, seine Oma oder seine zukünftige Alibizeugin.

Bin ich in diesem Haus überhaupt noch sicher? Noch während ich die Treppen hochrenne, kommt mir die Idee, an Lars einen Brief zu schreiben. Vielleicht würde das gegen die Angst helfen. Zumindest wäre es einen Versuch wert, den sich anstauenden Druck in der Magengegend mit ein paar Worten an den Verursacher höchstpersönlich loszuwerden.

Ich düse an der Wohnung der Alten vorbei, nehme drei Stufen auf einmal, und mir fällt ein Erlebnis ein, das mich in meinem Stirb-langsam-23-Wahnsinn nun schon wieder in die Vergangenheit schleudert.

Vor ein paar Jahren, als ich während meiner Unizeit in Berlin nachts Taxi gefahren bin, um mein Studium zu finanzieren, düste ich durch die Nacht, von Kreuzberg hoch in den Norden von Berlin, nach Reinickendorf. Die Fahrt sollte dann weiter durch den Wald gehen, rüber zu einem Dorf im ehemaligen Osten. Der Mann auf der Rückbank faselte was von »ihr seid zu viele hier, ihr müsst alle gehen« vor sich hin. In den Ecken seiner Mundwinkel bildeten sich kleine Schauminseln. »Warum sagen Sie all diese gemeinen Sachen zu mir? Denken Sie doch mal nach. Keiner will Ihnen was wegnehmen«, versuchte ich in einer seiner

Faselpausen einzulenken. »Ich bin bloß 'ne Migrantin der zweiten Generation, nix Besonderes.«

»Hachhhh, Sie gehören zu diesen, hachhhh … basta!«, murmelte er mehr zu sich als zu mir. »Ich werde mich jetzt hier nicht von Ihnen einlullen lassen, auch dann nicht, wenn Sie mich jetze hier fahren, hachhhh.«

Im Vergleich zu den anderen Anfeindungen, die ich normalerweise zu hören bekam, war das hier auf der Hetzskala schon ziemlich weit oben. Das lag am Fall der Mauer. Und an dem langsam aufkommenden Bewusstsein der Bürger der ehemaligen DDR, dass hier bei uns im Westen doch nicht alles Banane ist.

»Wenn Sie möchten, können Sie gerne ein anderes Taxi nehmen, ich muss Sie im Übrigen auch gar nicht über die Stadtgrenze hinausfahren, das muss ich nicht, ist ein Taxigesetz«, versuchte ich, meinen Fahrgast loszuwerden. »Klappe halten, weiterfahren, hachhhh! Sie kommen hierher und nehmen uns die Arbeitsplätze weg, das darf man auch mal laut sagen dürfen!«

Über eine Strecke von sicher zehn Kilometern hatte ich versucht, mich zu verteidigen, immerhin war ich ja diejenige, die hier geboren ist, und er kam aus dem Osten. Im Rückspiegel sah ich von Kurve zu Kurve, wie sich seine gesamte Gesichtsmuskulatur in Rage turnte. Immer mehr Schaum bildete sich an seinem Mundwinkel. »Jetzt aber wirklich, ich fahre Sie nicht durch den Wald!«

Ich weiß noch genau, wo ich das Taxi angehalten hatte, es war in Reinickendorf, Berliner Straße 22, direkt in der Kurve. So einen Ort vergisst man nicht. Ich stieg aus, lief um mein Taxi herum, öffnete nichtsahnend die hintere Beifahrertür, er schnellte mir entgegen, seine zwei feuchten Männerhände ergriffen meine Gurgel. Es machte

bum, bum, bum. Und schmetterte meinen Kopf mit voller Wucht auf das Taxidach, dreimal, sechsmal, im Reflex drehte ich die Nase zur Seite, keine Orientierung mehr, die Stirn wurde taub, vorbei. Diese Hände, diese Hände, wie komm ich da bloß wieder raus? Dann der Moment, sein Griff kurz locker, ich zog den Kopf weg und duckte mich nach unten.

So schnell ich konnte, rannte ich zur Fahrerseite und flüchtete.

Es wird Nacht, ich wohne alleine. Schon ein paar Minuten sitze ich in der Küche, heute ziemlich weit vom Fenster entfernt. All diese Dinge, die ich mit Rassisten erlebt habe, schon irre, wenn man das alles zusammenzählt, das hätte ich nicht gedacht, so viele, habe sie einfach verdrängt. Und jetzt holt sie Lars mit seinem Die-Kugel-ist-für-dich-Hetzsong einfach wieder nach oben. Nun bin ich ja schon wieder in Gedanken weggehüpft. Auch das ist ein Resultat der Angst, man ist unkonzentriert, man schweift permanent ab, man macht nichts wirklich zu Ende.

Also, wie schreibt man einen Brief an jemanden, der einen abmurksen will?

Vielleicht so: *Lieber Lars*, … Nein, das kann ich so nicht schreiben, lieb? Du meine Güte. *Lars, du Arsch!* Besser, aber dann zerreißt er den Brief gleich wieder. *Sehr geehrter …,* auf keinen Fall. Vielleicht einfach *Hallo*, ohne den Namen? Genau das isses, so fühle ich mich ja auch, du bist namenlos, weil gesichtslos, also:

Hallo!

Sag mir, wer bist du, Lars Burmeister, ich kann dich nicht sehen. Was ist das für ein Krieg, in dem sich mir der selbst-

ernannte Feind nicht zeigt? Warum rufst du zum Mord gegen mich auf? Du kennst mich doch gar nicht. Wie willst du da urteilen über mich …

Ich höre ein Knacksen, das war vielleicht der Wind dort drüben am Fenster. Ich habe alte Fenster mit … Auweia, habe ich schon die Wohnung inspiziert?

Angst!

Man ist nicht Herr seiner Sinne mehr nach einer Nazidrohung, man tappt neben dem Pfad, auf dem man normalerweise einigermaßen sicher das Alltägliche bewältigen kann. Da vorne stehen meine Nightlife-Pumps. Aber Schuhe zum Beispiel sind plötzlich keine Schuhe mehr, weil man sie gedanklich schon ins Gesicht geschmettert bekommt. Man denkt sich Türen nicht mehr einfach nur als Türen, sondern als offenes Tor, durch das jederzeit einer kommen, einen heimsuchen könnte. Alles in allem ist jeder Gegenstand plötzlich eine Waffe, die sich gegen einen richten kann und Hand in Hand mit dem unsichtbaren Feind arbeitet.
Wie er einen mürbe macht, dieser Nazischeiß.

Lars, du hast Leute um dich herum, die an dich glauben. Vor meinem inneren Auge sehe ich sie. Viele davon sind Leute aus dem Umfeld der rechten Kameradschaften, also die, die zutreten wollen und das auch immer wieder tun werden. Ich sehe schwitzende Neonazis, die sich bei einem Konzert deiner Band »White Aryan Rebels« die Seele aus dem Leib schreien und sich dabei gegenseitig rüde anrempeln. Es ist ein Keller, in meiner Einbildung riecht es dort muffig. Durch die Luft fliegen

bei all dem Gekreische die »Noten des Hasses«, deine CD, auf der es nicht um Liebe geht.

In meiner Imagination sehe ich dich, der einen »Krieg« führt in Abwesenheit der zum Gegner erklärten Person. Du stehst auf der Bühne, vorne am Mikrophon. Ich sehe dich und sie. Sehe, wie du antreibst und hetzt, wie du in diesem Kellerloch den hungrigen braunen Mob von Zeile zu Zeile mit deiner Rage ein Stück weit mehr ansteckst. Sie werden du, sie gehorchen dir.

Kein schöner Anblick, den ich mit geschlossenen Augen von den tobenden Menschenkindern habe, die nicht wissen, wohin mit ihrer Wut. Und jede Minute fallen mir andere Szenen ein, die sich abspielen, während an einem mir unbekannten Ort ab und zu in deinem Lied mein Name fällt, ein Springerstiefel vollgekotzt wird oder Bierdosen während des Konzerts scheinbar lautlos an die Wand prallen.

Mein winzig kleines Schlafgemach ist eine Holzbox auf dem Dach, ganz oben auf dem Berliner Altbau. Meine kleine *sleeping box* nenne ich sie. An allen Seiten hat sie Fenster, plus zwei bodentiefe Flügeltüren. Das Kopfteil meines Bettes steht direkt vor den Glastüren. Verdammt! Wo soll ich denn jetzt schlafen? Wieder alles einsehbar, ich bräuchte dringend Ruhe. Mir geht die Kraft aus. Ich lege mich ins Bett, aber ich bin zu verkrampft, um die Augen zu schließen.

Lars, wie weit seid ihr weg von mir, von meiner Wohnung, von meinem Bett hier?